

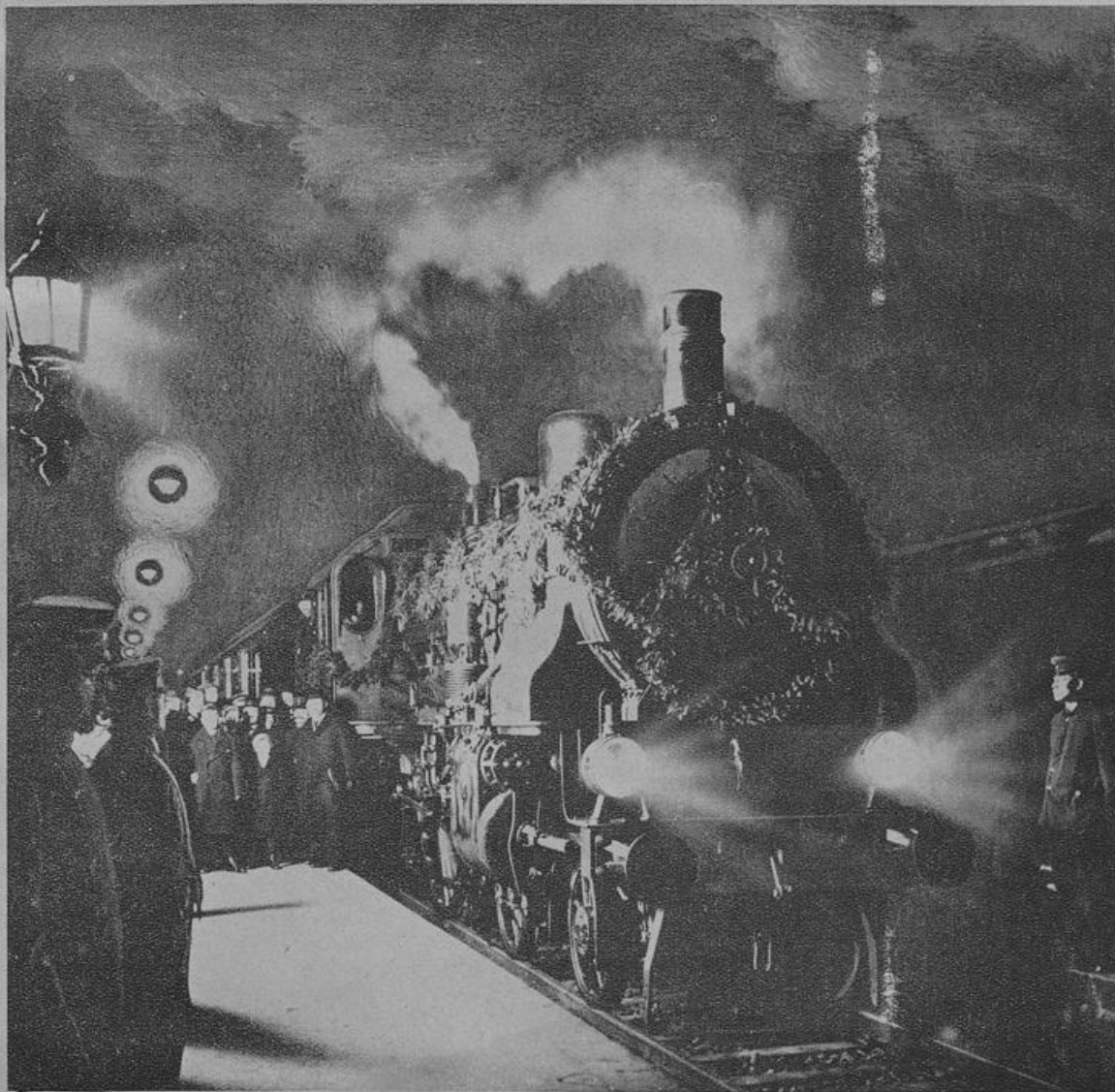
# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 29. Januar

1916.



Abfahrt des ersten Balkanzuges Berlin—Dresden—Wien—Belgrad—Sofia—Konstantinopel  
vom Anhalter Bahnhof in Berlin.

W. J. D.

# Mutter Pokatschen.

Ein Lebensbild von Carl Busse.

Wenn der Zeiger der Uhr, der großen Zeitenuhr, gar zu schnell vorwärtshastet, häng' deine Träume daran und sieh zu, wie sie ihn rückwärtsdrehen. Dann sieh hinab auf die Stadt, wo du geboren bist. Wo sind die großen, neuen Häuser? Wo ist alles, was in den letzten Jahrzehnten gemauert und gerichtet, gepußt und gestrichen ward? Die Straßen sind kleiner, die Stadt ist grüner. Zwischen den Steinen bleibt immer noch ein Plätzchen für grüne Grasspitzen und feinen Rasen.

Er tut keinem was zuleide, und wenn ein Wagen am Marktplatz hält, püßt der Gaul hier ein wenig und da ein wenig, und die Kreatur hat ihre Freude daran wie dritten der Herr am lühlen Schoppen. Wer weiß, wie bald ein neues Regiment einsetzt, das sich Wunder was drauf einbildet, wenn es Ordnung schafft und die grünen Halme und Halmchen herausstragen läßt.

Und über Gras und Steine wandelt noch nicht die heutige Generation, sondern die längst entschlafene, die schon gebüdt ging, als ich ein Knabe war. Da geht, breitbeinig und etwas angefüßelt, mit statterndem Band am Hut der „Wimpel-Krischan“, Steward, Leichtmatrose, Ostindienfahrer, ein Lügenmaul und Lämpchen, aber sonst eine Seele von Mensch. Und gleich hinterdrein kommt Mutter Pokatschen.

Sie kommt mit dem trippelnden Gang, sie kommt mit dem schwarzen Häubchen, das über dem dünnen, weißen Haar liegt. Sie grüßt jeden, und jeder grüßt sie. Denn die Mutter Pokatschen hat die Liebe und das Lächeln der ganzen Stadt. Man liebt sie und lächelt über sie, man fühlt, daß sie zu dem Ort gehört... ein grünes Hältnchen mehr zwischen den Steinen.

Von ihrer Mädchenzeit wußten selbst die Gleichaltrigen nichts Rechtes zu sagen. Sie ward gleichsam erst entdeckt, als sie den Stadtpolizisten Pokatsch heiratete. Damit wurde sie in ihrer Art eine gewichtige Person, eine Person von Einfluß. Und nach einer merkwürdigen Richtung machte sie diesen Einfluß geltend. Wo sie konnte, schob sie nämlich schleunigst die „armen Handwerksburschen“, die „fechten“ gingen, ab, das heißt: sie kopfte ihnen die Taschen voll, hielt ihnen währenddessen eine grimmige Rede und teilte ihnen darin mit, daß sie des Stadtpolizisten eheliches Weib sei. Sie sollten also schleunigst verschwinden, wenn sie nicht ihres Mannes Bekanntschaft zu machen gedächten. Keiner trug danach Verlangen, und manchem zuckte es sonderlich um Mund und Bart, wenn er mit kurzem Dank den Wanderstab hob. Ja, geschah es einmal, daß ihr Mann einen abfaßte, und es war gerade kein gar zu schmieriger Landstreicher, so sagte sie:

„Pokatsch, ich kann nicht verlangen, daß du meine Cousins kennst, aber ins Kitzchen brauchst du sie nun doch nicht gleich zu stecken.“

Dann kratzte sich Pokatsch den Kopf, und es passierte nicht selten, daß der Cousin eine Mahlzeit und einen Groschen auf den Weg bekam mit einem schönen Gruß „für Mutter“.

In einem strengen Winter, wo es den Handwerksburschen gar zu schlimm erging, ward es dem Manne jedoch zuviel. „Luiße,“ sagte er, „deine Verwandtschaft ist zu ausgebreitet. Wieviel Vettern hast du denn eigentlich?“

„Zähl' sie, Pokatsch,“ erwiderte sie, „vom Vater selig hab' ich alles, was arm und ehrlich ist! Er hat mir erzählt, wie er selbst gewandert ist, ohne Pfennig, tagelang keinen warmen Löffelstiel im Mund — was blieb ihm übrig? Er socht halt, wenn's keine Arbeit gab. Steckt ihr jeden gleich ein, so gewöhnt er sich ans Kitzchen, und von da geht der Weg direktemang ins Gefängnis. Was hat man dann?“

So war von der Stadtpolizistin eines Tages auch der „Wimpel-Krischan“ aufgefangen worden. Er war blutjung. Als Lehrling war er fortgelaufen aufs Schiff, hatte ein paar Fahrten mitgemacht, der

Himmel mochte wissen als was, und war dann, weil die strenge Zucht ihm nicht behagte, auch da ausgeflissen. Nun socht er durchs Land und lief der Pokatschen in die Arme. Dafür, daß er satt zu essen bekam und seinen Hunger mal los ward, ließ er sich gern ins Gewissen reden.

Es sei dahingestellt, ob ihn die Mahlzeit oder die Worte mehr rührten — genug, er wollte ein neues Leben anfangen und am liebsten hier in der Stadt.

Man verfuhrte dies und das. Zum Schreiber taugte er nicht; als Magistratsbote machte er sich schon besser. Aber eines Tages packte ihn die alte Freiheitssehnsucht — weg war er! Ein halbes Jahr darauf kam er etwas verlampt wieder. Wie ein Hund, der Krügel verdient und darauf gefaßt ist. Als er keine bekam, trat er von einem Fuß auf den andern.

„Kav'lan und Stürmann,“ sagte er, „das war auf dem Schiff besser. Wenn man was ausgefressen hatte, bekam man die Quittung dafür, blau auf weiß. Damit war die Sache erledigt. Hier schleppt man's immer mit.“

Noch ein paarmal brannte der Wimpel-Krischan durch. Aber stets von neuem lehrte er zurück. Er arbeitete hier im Garten, besorgte dort Botengänge, angelte sich ein Gericht Fische, fütterte Zeißige, Dompfaffen und andere Vögel auf, die er später verkaufte, kurz, er half sich so durch, daß für den „Brantwein“ auch noch ein Groschen springen konnte.

Hatte er mal gar nichts, ging er zur Pokatschen. Und jeden Tag verschwor er sich in der Schenke bei der neunschwänzigen Kage, daß sie die bravste Landratte sei, die jemals in Unterrodten durch die Welt gelaufen wäre.

Solch eine Frau hätte er finden sollen!

Dann würde er jetzt kein Sausaus sein, sondern mindestens schon Kapitän des Ostindienfahrers, mit dem er die große Reise gemacht. Zwar hegte die ganze Stadt begründete Zweifel, daß er je auf einem Ostindienfahrer gewesen sei, aber er erzählte von Stürmen und Abenteuern und spielte sich auf den vollendeten Seemann heraus.

An seinem Hut mußten die Bänder flattern — daher „Wimpel-Krischan“ —, er schimpfte über die Landratten, er laute Tabak und machte besonders durch eine Fertigkeit großen Eindruck. Nämlich, saß eine Fliege an der Wand, so kniff er das Auge zu und spuckte so geschickt im Bogen, daß er sie unfehlbar traf. Das brachte ihm manches Glas Bier ein.

Die Gräser zwischen den Steinen starben und grüntem aufs neue. So ruhig und bedachtam die Tage gingen — gleich den Menschen, die sie durchwanderten —, sie gingen eben doch und machten andern Platz, bis sich Jahr an Jahr fügte. Da starb der Stadtpolizist eines Abends sanft und friedlich. Er hinterließ seiner Witib wenig mehr als die paar Möbel. Auch die Dienstwohnung mußte sie räumen. Da war guter Rat teuer.

Die Pokatschen jedoch verzagte nicht. Sie nahm ihr gelüftes Tuch um die Schultern und ging in die Häuser, wo sie sich zum Waschen anbot. So ward aus der Stadtpolizistin eine Waschfrau, die schon in aller Herrgottsfrühe am Troge stand und drauflos schenerte, daß es eine Freude war. Das Leben hatte sich früher leichter angelassen, aber es mußte halt auch so gehen. Ein bißchen Ruhegehalt gab es jeden Monat noch dazu; eins aufs andere gelegt, ergab ein Stämmchen, wovon für das Alter noch etwas erübrigt werden konnte.

Und das Alter kam. — Es kündigte sich lange an. Die Pokatschen wollte es erst nicht glauben und wahr haben. Einmal jedoch, vor dem Waschtisch, ward sie plötzlich ruhig, stand still da, als ob sie etwas erwartete, und setzte sich dann nieder. Die Beine zitterten, eine Schwäche überkam sie. An den Händen, die rot und vom warmen Wasser ge-



dunjen waren, hing noch der Seifenschaum. Aber siekehrte sich nicht daran und legte beide Hände aufs Herz, als müßte sie es halten.

Der Anfall ging vorüber, doch erkehrte nicht lange darauf zurück. Ein halbes Jahr verjuchte sie noch, sich hinzuschleppen. Dann mußte sie endgültig auch auf das Waschen verzichten. Was war zu tun? Die erst gewaschen, nähte und stüfte jetzt für ein billiges. Kinderreiche Familien vertrauten ihr Reparaturen an. Der Spargroschen war auch noch da, das Ruhegehalt dergleichen.

Und merkwürdig: erst jetzt wurde die Potatschen so recht eigentlich stadtbekannt. Viele haben erzählt, wie Kaiser Wilhelm der Erste und Bismarck um so schöner wurden, je älter sie wurden. Und ähnlich geschah es auch der Witwe

des seligen Stadtpolizisten. Sie ward nicht äußerlich schöner, aber es prägte sich vieles einzelne kräftiger und merkwürdiger bei ihr aus. Und die Bundeckelheiten des Alters taten ihr Bestes dazu, um das alte Weibchen in seinem Kreise beliebt zu machen. „Mutter Potatschen“ hieß sie jetzt, wohin sie kam. „Mutter“ sagte zu ihr der Wimpel-Krischan, „Mutter“ die ganze Stadt. Sie, die Kinderlose, hatte plötzlich so viele, die ihr den Namen gaben, den sie sich einst gesehnt hatte zu hören. Und als sie dann öfters den leichten Anfall bekam, hieß sie bald „Mutter Potatschen mit der Schwäche“. Die Schwäche gehörte so zu ihr wie das schwarze Häubchen zu ihrem dünnen, weißen Haar, wie die Hände zu ihr gehörten, die noch immer nicht verleugnen konnten, daß sie in Arbeit und Ehren krumm und grab geworden. Den Handwerksburschen, die durch das Städtchen kamen, stand sie auch jetzt noch bei. Jeden einzelnen führte sie in ihre Stube. Da lag eine dicke Bibel, schön in Schweinsleder gebunden und mit prächtigen, silbernen glänzenden Beschlägen versehen. Wie das Prachtstück in ihre arme Häuslichkeit gekommen, erzählte sie gern. Es war das Geschenk eines Meisters aus ferner Stadt, der es in Dankbarkeit seiner „Cousine“ gestiftet hatte. In einem langen Briefe stand geschrieben, wie ein armer Handwerksbursche durch sie vor dem Rittchen bewahrt geblieben, wie er ein ordentlicher Mensch und Meister geworden und zu Wohlstand und Ansehen gelangt war. Dankbar erinnerte er sich ihrer, die so gütig an ihm gehandelt...

Ein einziger von Hunderten war es nur, der so zu ihr gekommen war, aber aus dem einen schöpfte Mutter Potatschen Kraft und Hoffnung für alle andern. Jede Woche besuchte sie den alten Pastor und erzählte von ihm, dessen Aussehens sie sich überhaupt nicht mehr entsinnen konnte. Sie war dann stets gerührt und zum Weinen aufgelegt, und der Pastor sprach zu ihr und gab ihr die Hand und segnete auch in Geduld, wenn sie ihn zu lange von der Sonntagspredigt abhielt. Aber alle Mäßen wunderbarlich war an der Mutter Potatschen

etwas anderes, was im ganzen Kirchspiel bekannt und berühmt war. Sie war mit der Zeit nämlich etwas schwerhörig geworden und sprach daher lauter als früher. Wenn sie nun Sonntags in die Kirche kam, mußte ihr die Nachbarin die Nummern der gewählten Lieder von den weißen Täfelchen ablesen, und wenn Mutter Potatschen sah, daß die andern die Lippen regten, setzte auch sie kräftig ein. Besonders gern sang sie: „Befiehl du deine Wege.“ Ihre Stimme war hoch und zitterig, sie brach und schwankte in den oberen Tönen, aber laut und ungekränkt sang sie zu eigener Erbauung mit. Oft hatte sie falsch eingeseht, dann kam sie immer ein paar Takte zu spät, aber sie merkte es nicht. Und wenn „Befiehl du deine Wege“ gesungen wurde,

ereignete sich etwas, worauf die Gemeinde mit Spannung wartete. Dann sang sich Mutter Potatschen inweinende Inbrunst hinein; sie sang lauter, zitteriger; immer falscher wurden die Töne, immer öfter brachen sie, aber jeden Widerstand überwindend, stiegen sie allen hörbar empor, klangen durch die kräftigsten Tenöre und zartesten Soprane hindurch, bis es nach und nach auf den andern Bänken stiller ward und alles hörte und lächelte, sich ansah und sich umdrehte. Mutter Potatschen allein merkte nichts. So tief padte sie das Lied, daß sie alles vergaß. Und wenn die letzte Strophe verklungen war, sang nur sie allein fort, und weinerlich, zitternd, durchdringend stieg ihre Stimme wie ein Flügel schlagend von oben, das gen Himmel will, über die Gemeinde, und getreu dem Gesangbuch sang sie neben dem letzten Wort des Liedes in Begeisterung und Inbrunst auch das „Paul Ger... erhardt“ mit.

Dann erschraf sie wohl plötzlich, wenn sie das verhaltene Lächeln der andern oder gar einen strafenden Blick sah, trock in sich zusammen und bekam ihre „Schwäche“, daß sie mit beiden Händen das Herz wieder festhalten mußte. Der Kantor beklagte sich oft bei dem alten Pastor, daß sie den ganzen Kirchengesang störe und verschimmere.

Der Pastor beruhigte ihn, doch erschraf er selber, als sich der General-Superintendent anmeldete. Was war zu tun? Das alte Weiblein ließ sich vom Gottesdienst nicht fernhalten, und die Kirche konnte man doch einer treuen Christenseele nicht verbieten. Da fand der Kantor einen gangbaren Ausweg. Und als Mutter Potatschen zur Andacht kam, erstaunte sie nicht schlecht, daß sie heute neben zwei Mannsleuten sitzen sollte. Aber sie fragte wie sonst nach den Nummern und wollte eben loslegen, als es links und rechts gewaltig erscholl. Man hatte ihr die beiden stimmkräftigsten Chorsänger an die Seite gegeben, die ihren Lungen Ehre machen wollten. Die Alte stupte, horchte, schüttelte den Kopf. Dann sang auch sie. Aber es war nichts Rechtes, so lagen ihr die beiden mächtigen Stimmen im Ohre. „Alles in Ehren, Herr Pastor,“ sprach sie tags darauf zu dem Geistlichen

## Kaisers Geburtstag.

Von J. Kurt Stephan.

Glutunwittert dröhnen die Kanonen,  
Und im Qualm erstickt das Wutgeschrei  
Der verblendeten Nationen,  
Die, Vernichtung sinnend, dich umwohnen,  
Deutsches Land — doch du bist stark und frei.

Deine Fluren werden wieder grünen,  
Wenn der Frühling auf die Berge steigt,  
Und, die Not der Zeit zu sühnen,  
Von der Alpen Höhen zu den Dünen  
Gottes Friedenshand sich auf dich neigt.

Dein Geschick, es ruht in treuen Händen,  
Deutsches Volk, wie keines je erprobt:  
Er, dein Kaiser, wird volle den  
Seine Sendung und zum Siege wenden  
Diesen Kampf, wie er dir's treu gelobt.

Treu' um Treue! Unser Friedenskaiser  
Hat das blut'ge Ringen nicht gewollt,  
Doch des Sieges Lorbeerreifer  
Ihm, der wie ein Held, ein Lenker, Weiser,  
Hat das Weltenschicksal reich gezollt.

Lieb' um Liebe! Und Gebete steigen,  
Auf zum Himmel heilig Opfer strebt,  
Daß die Donnerstürme schweigen,  
Und der Friedensboten lichter Reigen  
Segnend über untern Landen schwebt.

„aber es war nicht die rechte Andacht im Gefang. Er klang sonst schöner.“ Und seitdem vergewisserte sie sich stets erst, ob die Nachbarninnen von früher neben ihr saßen oder die stimmungsvollen Mannsleute. Zu Anfang der siebziger Jahre ward sie müder und wadliger. Ihre „Schwäche“ verließ sie oft tagelang nicht.

Sie trug sich mit Todesgedanken und bereitete alles vor. In einem bestimmten Kleide, einem schwarzseidenen, das ihr die Frau Kreisrichter geschenkt hatte, wollte sie begraben sein. Nicht lange darauf erschien ein Kommet am Himmel, und die Leute redeten viel von Krieg und Weltuntergang. „An den Weltuntergang“, sagte Mutter Polatschen, „glaube ich nicht; es sind noch zuviel Sünder, die sich bessern können. Für mich aber ist es ein Zeichen, ich soll mich bereitmachen.“ So konnte man eines Vormittags die Alte in einem schwarzen Seidenkleid durch die Straßen gehen sehen. Sie trat in viele Häuser, denn sie machte Abschieds- und Sterbebesuche. Auch zu uns kam sie. „Neden Sie nicht, meine gute Frau Kanzeidirektorin“, sagte sie zu meiner Mutter, „ich bin ja alt genug, und lange dauert's nicht mehr. Vorher muß

**Vornehme Montenegriener beim Frühstück in einem Cafe des jetzt von den Osterreichern eroberten Cetinje.**  
Eints Montenegriener in seiner reichen, buntfarbigen Nationaltracht, in der Mitte ein montenegrienscher höherer Offizier. Phot. Mar. Kentwich.

gehen, das ist gar zu traurig. Und so wollt' ich doch bitten, wenn Sie mir die letzte Ehre erweisen wollten... damit's nicht so jämlich ansieht.“ Und sie ließ nicht locker, bis sie das Versprechen hatte. Drei Tage dauerten die Besuche; am dritten Tage war sie schon ganz schwach. Aber ihre Augen leuchteten. „Aber achtzig werden mitgehen“, sprach sie. „Was für ein schönes Begräbnis, schönes Begräbnis!“



An diesem dritten Tage kam der Wimpel-Krischan merkwürdig gedrückt in die Schenke. „Zungens“, sagte er und ließ den Kopf hängen, „Mutter Polatschen setzt dem Wimpel-Krischan er immerfort vor sich hin. Aber es dauerte noch länger mit der Greisin, als jeder und sie selbst es geglaubt hatte. Der Kommet war längst nicht mehr sichtbar, als über all die kleinen „Schwächen“ die große Schwäche kam, in der sie einschlief.

Das Versprechen, das man ihr gegeben hatte, ward gehalten. Ihrem Sarge folgten so viel Leute aus den besten Familien der Stadt, daß der Wimpel-Krischan ziemlich verblödet und fern vom Grabe stehen mußte. Er konnte den Pastor kaum hören: „Engel werden ihr entgegenkommen und diese Pilgerin einführen in die Herrlichkeit des Himmels.“ War es so? Hatte er die Worte recht verstanden? „Ja“, sprach der Wimpel-Krischan laut, daß sich die Umstehenden verwundert wandten, — „ja, Herr Pastor.“ Und zwei schwere Tränen liefen ihm langsam, als hätten sie Zeit, über die Waden...



Ein Stimmungsbild aus Montenegros besseren Tagen: König Niko I nimmt in Begleitung des Kronprinzen von Serbien eine Parade vor der Residenz in Cetinje ab.

Phot. Berl. Ill.-Ges.





Die Universität in Athen, eines der schönsten öffentlichen Gebäude der griechischen Hauptstadt.

Phot. Ad. Schaud.



Eine Straße in Athen mit dem 277 Meter hohen Lylabettos, jetzt Berg des h. Georg, im Hintergrund.

Phot. Ad. Schaud.

# Der Säbelkorb des Großfürsten.

Von Hermann Horn.

Die Bremsen drückten sich eine um die andere kreisend gegen die eisernen Räder, dann standen in nimmer endenden Reihen Zug auf Zug und Wagen auf Wagen still auf den Gleisen. Dafür zogen die Landstraße daneben aus grauen Staubwolken die wandelnden Gewehrmündungen der rastlos marschierenden russischen Regimenter dahin, das Ganze ein müder, schwerer Strom.

Irgendwo vorn hatten deutsche Luftfahrzeuge die Bahlinie zerstückt, das hielt jetzt den Rückzug auf.

Der russische Großfürst war in seinem Wagen auf- und abgegangen, über die letzten Meldungen brütend, um sie in seinen Plan einzufügen und für ihn umzuschmelzen.

Das war nur ein Augenblick, dann griffen zahllose Soldaten den kleinen Wagen, hoben ihn hoch und trugen ihn samt den Insassen quer hin bis zum Acker, wo sie alles ins Kornfeld warfen.

Sie lachten und schrien dabei.

Mitten auf der Straße aber stand der Bauer wie erstarrt neben einem kleinen Mädchen von fünf Jahren und begann unverschofft zu schreien und die Hände gegen den Zug des Großfürsten zu schütteln. Und auf einmal legte ein Kosak die Lanze ein, sprengte auf den Mann zu und durchbohrte seine Brust, daß die Spitze auf der andern Seite herausstand. Der Schaff entfiel der Hand des Reiters und stürzte aus dem Leibe des Unglücklichen, der sterbend auf die Landstraße fiel.



Blick auf den Kanal von Brügge vom Dominikaner-Kai aus.

Dabei setzte er sich ans Fenster in einen Sessel und sah auf die ziehenden Soldatenmassen. Neben der Straße gab es noch eine Völkerverwanderung von Bauern, die seine Soldaten mit sich trieben. Sie hatten auf den Ackern einen Pfad ausgetreten, zogen ihr Vieh an Striden, und Weib und Kind, Männer und Greise schleppten mit, was sie konnten. Im Hintergrund erhoben sich langsam aufwallend dunkle Rauchwolken, aus denen zuweilen gelbe Flammen züngelten. Die Ernte brannte auf den Feldern, und die verlassen Dörfer ächzten ein. Da sah der Großfürst dicht neben seinem Wagen und doch, als sei es in weiter Ferne, einen Vorgang sich abspielen.

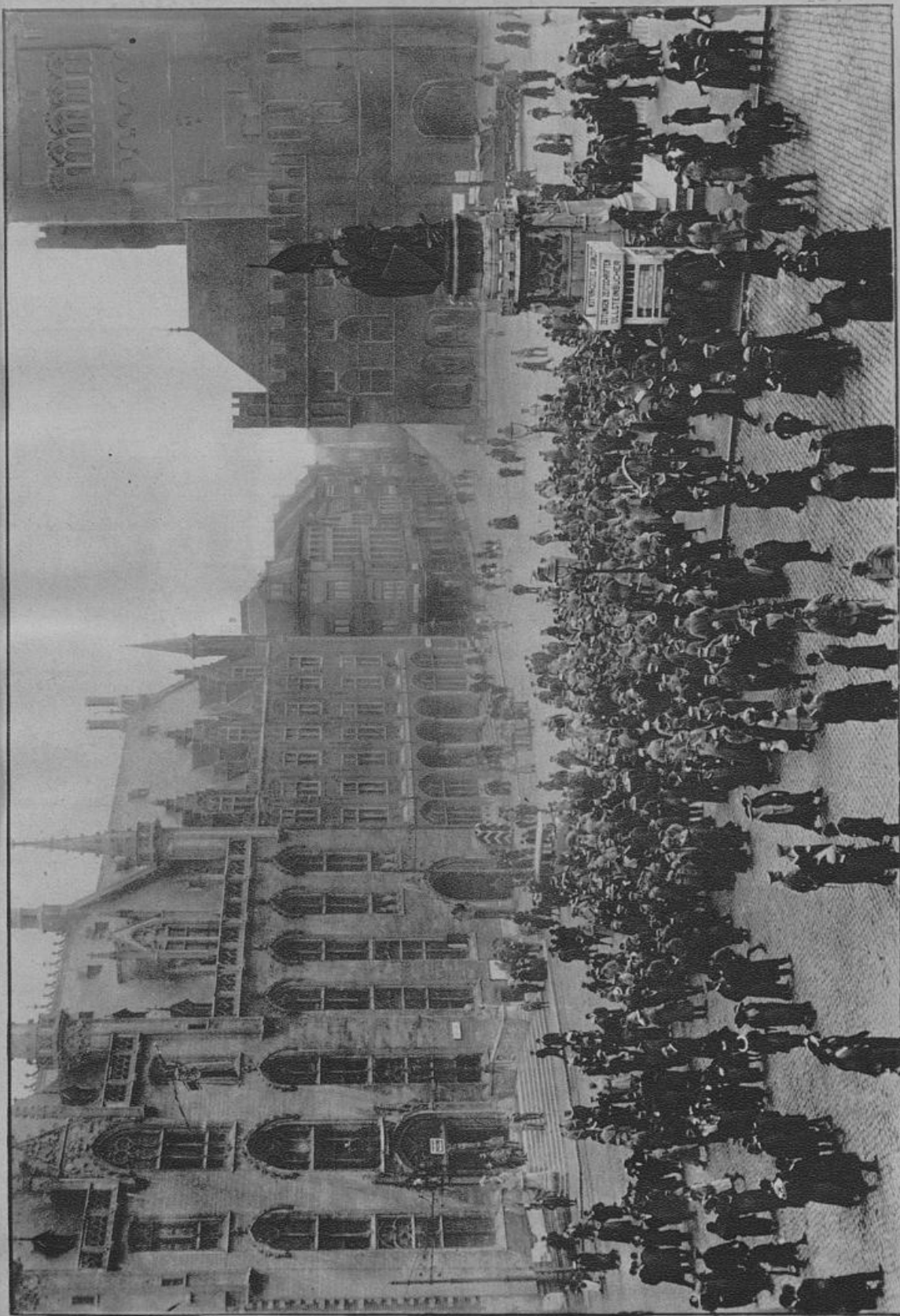
Lanzen führende Kosaken standen mit ihren Pferden seinem Zuge entlang, so daß die Soldaten im Bogen daran vorbei mußten, und wie durch ein Wunder stand auf dem dadurch gebildeten freien Platz der weißtaubigen Landstraße ein kleines Bauernwägelchen mit einem zerbrochenen Rad. Ein Mann stüzte daran herum, eine Frau und Kinder guckten dabei unter dem Planduche hervor.

Das kleine Mädchen schrie laut auf und wurde, während es entsetzt mit Händen und Füßen um sich schlug, von einer Hand in die andere irgendwo in die Menschenmasse gereicht, wo es den Augen des Großfürsten entchwand. Nur der Bauer lag still auf der Straße, und als auch er fortgeschafft war, stand allein noch auf dem Grau des Staubes eine dunkle Lache von Blut.

Dann trieb der Menschenstrom wieder gleichgültig dahin.

Der Großfürst erhob sich mit einem finsternen Lächeln. Sein Hirn war voll von Plänen und hatte keine Zeit, solchen Bildern Raum zu lassen, und es entsprach in diesem Augenblick den Anschauungen von seiner Bedeutung, daß seiner Ruhe wegen ein oder mehrere Menschen getötet wurden. Er wandte sich nach der andern Seite des Wagens und drückte die Stirn an die Scheibe. Hier grenzte das Korn ganz dicht an den Bahndamm. Endlos, leicht vom Winde bewegt, dehnten sich die Älme eine riesige Ebene entlang zum dunkelnden Horizont, an dem feurig rot die Sonne unterging.





Mittagskonzert einer deutschen Militärkapelle auf dem Rathausplatz in Brügge.

Phot. J. Krebs.

Dieser Anblick zog des Großfürsten aufgeregte Sinne mit jauchzenden Fingern an sich, entführte sie die langen Wellen des Ahnenfeldes entlang und entfernte ihn in seinem Willen, daß die Würdigkeit aus seinem Innern quoll, Herrschaft über ihn gewann und ihn im nächsten Sessel entschlummern ließ.

Nach einer Weile war es ihm, als erwache er voll zorniger Kraft.

Er erhob sich aus seinem Sessel und schritt durch einen langen, feinernein Gang in einen hohen Saal.

Da war ein Thron errichtet, der von Gold und Geschmeide glänzte, aber er war leer.

In seinem Innern war eine lange Tafel, und vor der standen mit gekrümmtem Rücken zahlreiche Generale und berieten, über starken Gebeng. Und er fühlte wohl, daß sie alle anders wollten, als sein geheimes Begehren war, obwohl sie sich tief vor ihm verneigten. Da trat er mitten unter sie und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten in die Höhe flogen, und bekehrte mit der Hand einen Kreis in der Luft und deutete vorwärts und schrie sie heiß und zornig an. Und sie redeten alle mit gesenkter Stimme, den Blick auf dem Boden, und einer wimmerte: „O kaiserliche Hoheit,“ und führte ihn an ein hohes Fenster und ließ ihn hinaussehen. Da war eine endlose Ebene voll marschierender Teter. Viele hatten eine Reine und marschierten doch, andere hatten eine blutende Masse statt des Kopfes und schwannten doch vorüber — stille und furchtbare Erscheinungen des Krieges — mit den zahlreich en andern Gestalten, die mit ihren in den blutigen Feldblutenerkennungen waren Verwundungen dem Beschauer einen grauenvollen Anblick gewährten. Aber den Schauernden ergriff nur eine bittere und furchterliche Verachtung, daß man solches keinen Absichten entgegensetzte. Er spie dem General, der noch den Vorhang hielt, ins Gesicht und deutete wieder mit der Hand vorwärts. Alle beugten sich vor ihm und verließen still den Saal. Da trat er an den goldenen Thron

heran, legte seine beiden Hände darauf, betrachtete ihn still und lächelte stolz und schloß für einen Augenblick die Augen.

Er hörte die Krönungsglocken läuten und war der mächtigste Mann der Welt, und alles ruhte in ihm für eine Weile im schauernden Triumph der Macht.

Aber dann mußte er plötzlich fort, und es war ein furchtbares Krachen von tausend und tausend schweren Geschützen in der Luft. Er wurde gejagt, und sein Kraftwagen raste über Stod und Stein dahin. Er hörte sich selbst mit tiefer Stimme vernünftig sagen: „Es ist ein Rückzug — was tut das dem unererschöpflichen Rußland — alle müssen einmal sterben.“

Dann ging der Wagen nicht mehr weiter und stand still.

Als er aufstieg, schien der Mond, und er war am Rande eines endlosen Kornfeldes; drüben, weit von ihm im Dunkel auf der andern Seite, marschierte das Meer und brannten Felder und Wälder.

Er war auf einmal ganz allein mit seinem Wagen, der nicht mehr weiter wollte, und da jemand kam, sprang er rasch in das Kornfeld. Und als er die rauschenden Halme zerteilte, sah er im Mondschein einen deutschen Soldaten eilig heranzulaufen. Er trug ein Gewehr in der Hand und sah sich nach einem Ziele um, als er jetzt stehen blieb.

Der Großfürst sah, während er sich tiefer ins Korn drückte, daß der Deutsche ungewiß war, ob er schießen sollte oder nicht — schließlich hörte er ihn sagen: „Nah, wegen eines Schusses Pulver — und wer es ist und was es ist, sterben muß er doch einmal.“ Da trachte der Schuß, der Großfürst fühlte einen schrecklichen Schmerz in der Seite, und der Soldat war fort.

Aber da er noch mehr Menschen zu hören glaubte, erhob er sich und ging weiter ins Kornfeld. Es rauschte leise, und auf einmal sah er weit und breit, wie ein Meer, nur schwarze, flüsternde Halme, auf denen der stille Mondschein gleichgültig glänzte. Darüber ergriff ihn eine furchtbare Bangnis, und er fiel zurück und konnte nicht mehr weiter.

„Was ist mit mir — was ist mit mir —“ jammerte er verzweifelt und fühlte wieder seine Wunde und mußte denken, daß es auch bei ihm ans Sterben gehen könnte. „O,“ rief er, „das ist der Tod, das ist der Tod — ein erbärmlicher Soldat überlegte, ob er feuern oder nicht feuern sollte — nun muß ich sterben. Nichts wird von mir übrig bleiben als eine Lade Blutes — wenn sie mich weggetragen haben.“ Da versuchte er in furchtbarer Todesqual seine Hand unter sich zu bringen, ob sich sein Blut dort schon gesammelt habe, und brachte sie nicht mehr hervor und war wie gelähmt an allen Gliedern, und wollte schreien und öffnete verzweifelt den Mund und brachte keinen Laut hervor. Und in diesem Bemühen machte er die Augen auf und gewahrte einen polierten Schreibtisch und einen Stoß weißen Papiers darauf, und merkte langsam, daß er geträumt hatte.

Aber das hatte nichts Besondere für ihn. Der Speichel war aus seinem Munde gestossen, der noch geöffnet stand, und alle Kraft war von ihm genommen.

Elend und zerschlagen fühlte er sich.

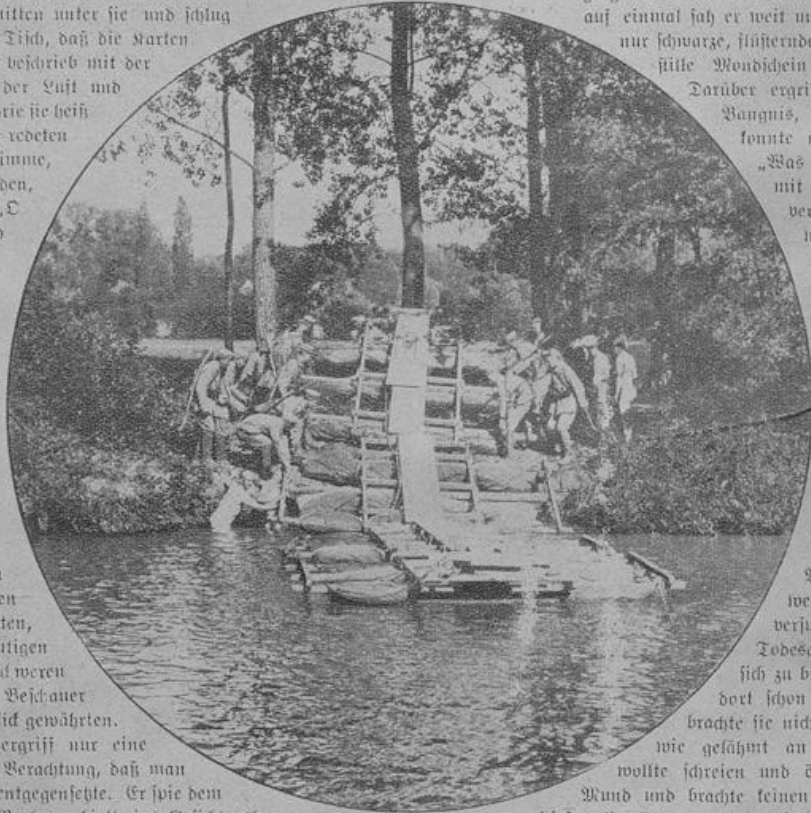
Und das alles, dachte er mit einem Grausen, das nicht von ihm weichen wollte, weil im Traum ein deutscher Soldat nach einigem Zweiseln das Gewehr nach ihm abgeschossen hatte.

Aber als er sich werte, merkte er, daß seine Wunde nichts anderes gewesen war als sein Säbelforb, auf dem er im Schlafe mit der Seite gelegen hatte. Und das war noch grauenhafter zu denken.

Er hatte nur einige Minuten geschlafen, draußen zog noch strömend und stammfend der Strom seines geschlagenen Heeres vorüber.

Diese ganze Nacht fand er nicht mehr die Kraft, an seine Pläne und Aufgaben zu denken.

Vielleicht war der Säbelforb daran schuld, vielleicht vieles andere.



Don Pionieren erbaute schwimmende Brücke wird von diesen nach ihrer Fertigstellung zu Wasser gebracht.

Hofphot. Oscar Teilmann.